

*Jede Tugend ist eine Brechung des unendlich-reichen Einfachen auf eine Möglichkeit des Menschen hin.*

*Romano Guardini*

## Taugen Tugenden wieder?

Die Tugend ist tot – es (sollen) leben die Tugenden – so könnte man eine der interessantesten Entwicklungen in Ethik und kirchlicher Moralverkündigung der letzten Jahre mit einem Satz umschreiben. Wer wollte schon oder wer will noch von Tugend reden – ein „altdeutsches“ Wort, das selbst dem altväterlichsten Prediger kaum noch über die Lippen kommt. Indessen im Plural kommen sie wieder – die Tugenden: Man spricht von ihnen nicht nur in der Gegenüberstellung von Tugend- und Normenethik, in der Auseinandersetzung um moraltheologische Grundsatzfragen oder oberflächlicher, wenn es um die politische-öffentliche Moral geht, im manchmal allzu ernstesten Streit um Primär- und Sekundärtugenden. Nein, man merkt einfach, daß es ohne ethisch begründete Haltungen in persönlich-zwischenmenschlichem Verhalten wie in öffentlichen Angelegenheiten (in Tschernobyl nicht anders als in Kiel) nicht geht.

### Weder heroischer Sonderfall noch verbiesterte Lebensfremdheit

Aber wer von Tugenden reden will, kommt nicht umhin, deutlich zu machen, was unter „Tugend“ zu verstehen ist oder gemeinhin verstanden wird und vor allem auch, was darunter *nicht* zu verstehen ist. Und er muß belegen, daß es sich dabei um mehr handelt als um eine von vielen konjunkturell bedingten Anekdoten des Bedeutungswandels von Worten und Begriffen, die zwar in den Glossen der Feuilletons geistreich aufgespießt werden, den erfolgten Wandel jedoch nicht rückgängig machen.

„Tugend“ kommt wortgeschichtlich von „taugen“. Aber genau das scheint Tugend schon lange nicht mehr zu tun. „Tugend“ – dem Wort, dem Begriff und dem Verständnis – haftet etwas an, das man eher belächelt als schätzt. Wenn heute, lange nach dem Ende des großbürgerlichen Zeitalters und seiner gängigen Moralen von jemandem gesagt wird, er oder sie verhalte sich tugendhaft, dann wird damit in der Regel angedeutet, er oder

sie verhalte sich so und nicht anders eher mangels Gelegenheit zum Gegenteil denn aus Freude am Guten. Und selbst jenseits allen geschichtlichen Bedeutungswandels: Tugendhaftigkeit bringt man eher mit Langeweile in Verbindung als mit Leidenschaftlichkeit, wie sie – nicht zuletzt um der Tugend willen – beispielweise die Tragödien eines *Racine* kennen.

Für eine breitere Verwendung scheint sich das Wort „Tugend“ im übrigen schon deshalb nicht zu eignen, weil es außer dem heroischen Sonderfall einerseits und einer verbiesterten oder einfach naiven Lebensfremdheit andererseits keine rechte Alternative zu kennen scheint: Wo es auf etwas Positives hinweist, tendiert es scheinbar zum Übermenschlichen; wo es etwas dem Guten Entgegenstehendes abwehrt, verharrt es in einer phantasielosen Verweigerungshaltung. So wie von „Tugend“ landläufig geredet wird, macht sie nicht selten mickrig oder Angst – oder beides. Bevor man diesem nicht gerade schmeichelhaften Befund die für manchen überraschende neue Wertschätzung von Tugenden entgegenhält, ist allerdings zu fragen, warum es überhaupt zu diesem verbalen „Tod der Tugend“ kommen konnte – immerhin handelt es sich um einen zentralen Begriff auch des christlichen Ethos, der seine Bedeutung ein Stück weit auch unabhängig von seiner jeweiligen Wertschätzung hat.

### Abschied vom „Mann ohne Eigenschaften?“

Wer von Tugend redet, macht eine Aussage über die schwer auszulotenden Untiefen zwischen dem Tun-Können, Tun-Sollen, Tun-Wollen und dem tatsächlichen sittlichen Tun des Menschen. Es sind damit Haltungen bzw. *Haltungsbilder* gemeint, die bereits im Vorfeld von sittlichen Entscheidungen und Handlungen motivierend und steuernd wirksam werden. Sie entheben den einzelnen nicht von den zuweilen schwierigen Güterabwägungen und situativen Einschätzungen bei sittlichen Ent-

scheidungen. Sie befähigen ihn jedoch zu solchen Entscheidungen und geben ihm „Weisungen“ dafür an die Hand, die auch dann ihren Wert behalten, wenn im Einzelfall ihnen zuwidergehandelt wird.

Die abendländische Tradition verstand unter Tugend einmal schlicht das Vermögen des Menschen, Gutes zu tun, jenes „Auf-dem-Sprung-Sein zum Tun des Guten“ (Josef Pieper) und sah darin weniger etwas unter Mühen von Menschen zu Leistendes, als vielmehr die Verwirklichung der im Menschen selbst angelegten natürlichen *Seinsfinalität*. In dem Maße, in dem diese optimistische Perspektive im Rahmen einer vereinseitigten bürgerlichen Pflichtenethik einen formalistischeren Anstrich erhielt, bekam man es auch mit einem andersgearteten Tugendbegriff zu tun. Aus dem in die ganze Person integrierten Haltungsbild wurde die kognitive Übereinstimmung von Willen und Pflicht: Gesinnung.

Die weitere Entwicklung ist bekannt: Tugend wurde zum Inbegriff jener *bürgerlichen Wohlanständigkeit*, die im wesentlichen das Vermeiden bestimmter Normenübertretungen zum Inhalt hat, das ganze „sittliche Subjekt“ kam mehr und mehr aus dem Blick. Unter Moral verstand man fürderhin zuallererst – so diagnostiziert es jener „Mann ohne Eigenschaften“ in *Robert Musils* gleichnamigem Roman – „eine Art von Polizeiforderungen, durch die das Leben in Ordnung gehalten wird; und weil das Leben nicht einmal ihnen gehorcht, gewinnen sie den Anschein, nicht ganz erfüllbar, und auf diese dürftige Weise also auch den, ein Ideal zu sein“. Bei solcher Art Ethos kommt es weniger darauf an, daß es tatsächlich gelebt wird, sondern darauf, daß es der einzelne für wahr hält. Im letzteren geht es nicht so sehr um das *Können*, sondern um das abstrakte Festhalten am *Gesollen*.

Dieser weitgehende Bedeutungsverlust der Tugendethik hat nicht zuletzt mit der *Ausdifferenzierung der Lebenswelten* in der modernen Gesellschaft zu tun: In dem Maße, in dem „die Welt“ sich in verschiedene Lebensbereiche und Systeme aufspaltet, das Private und das Öffentliche auseinanderfallen, Weltanschauung und autonome Handlungsfelder in eine unüberschaubare Spannung geraten, wird Tugend vollends zu einer unzeitgemäßen Kategorie. Musil: „Die Verantwortung (hat heute) ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in den Sachzusammenhängen ... Es ist eine Welt von Eigenschaften ohne Mann entstanden.“

Den Bedeutungsverlust, den die traditionelle Tugendethik durch die Aufspaltung der Wirklichkeit in sich autonom verstehende Teilwirklichkeiten erlitten hat, kompensierte man durch eine einseitige Beanspruchung in der *Individuethik*, und innerhalb der Individuethik noch einmal der *Sexualethik*. Tugend wurde so zum Inbegriff einer Moralität, die ihre abnehmenden Zugriffsmöglichkeiten im öffentlichen und sozialen Leben durch eine um so striktere Reglementierung des Individuums wettzumachen suchte. Genau damit aber büßte sie auch die letzte ihr verbleibende Bedeutung für das *Ganze* ein.

Eine ähnliche Wirkung hatte die unverhältnismäßige Wertschätzung des neuzeitlichen Bürgers für das, was inzwischen *Sekundärtugenden* genannt wird, für Verhaltensweisen also, die nicht unmittelbar ethische Inhalte anzielen wie Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Demut u. a., sondern Haltungen beim Streben nach sittlich relevanten Zielen (Fleiß, Geduld, Ordnungssinn u. a.) bezeichnen.

## Leitbilder statt bloßer Kasuistik

Die Bedeutungsintensität von „Tugend“ mußte außerdem in dem Maße abnehmen, in dem Ethik vor die Aufgabe gestellt wurde, immer komplexer werdende Wirklichkeiten normativ einholen zu müssen. Um im Detail sagen zu können, *was ich wann, wo, mit wem* darf, erweist sich Tugendethik vielfach als überfordert. Schließlich können im konkreten Entscheidungsfall verschiedene Tugenden miteinander konkurrieren. Eine „in sich“ richtige Haltung schließt nicht aus, daß ihre faktische Praktizierung grundfalsch sein kann. So sehr beispielsweise Geduld *an und für sich* als Ausdruck eines tugendhaften Handelns gilt, so dringend kann eine produktive „Ungeduld“ in bestimmten Situationen geboten sein. Und was heißt schon Treue, wenn dadurch jemand in den Stand versetzt wird, Unsittliches zu tun: Der Tyrann darf nicht auf Treue hoffen können. Tugenden sind nicht leicht gegeneinander abzugrenzen; ein- und dieselbe Tugend kann „primäre“ wie „sekundäre“ Seiten haben, und Tugenden sind nur schwer systematisierbar: Vertreter einer normativen Ethik sagen: Tugenden seien halt *nur* allgemeinsittliche Haltungen ...

Was heißt aber in dem Zusammenhang *nur*, wenden Tugendethiker ein. Das abwertende „nur“ sei schon deshalb nicht angebracht, weil es an solchen *generellen Haltungsbildern* gerade fehle. Eine Aufwertung des Tugendbegriffs soll die Ethik herausführen aus unfruchtbaren kasuistischen Grenzfällerörterungen, die immer weniger zur inhaltlichen Bestimmung sittlich richtigen Verhaltens (*Philipp Schmitz*) in der Lage sind. Sie soll *Leitbilder* ermöglichen, die Sittlichkeit nicht erst dann ins Spiel bringen, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist. Sie sollen als „Präventivethik“ (*Dietmar Mieth*) wirken.

Und schließlich: sittlich bestimmtes Handeln bedarf der *Anschaulichkeit*. Es soll sich im Sinne eines Ideals nicht so weit vom Realisierbaren entfernen, daß es mehr ent- als ermutigt. Es darf sich daher nicht im *Sollen* erschöpfen, sondern muß Wege zum *Können* eröffnen. Es muß sich also „einbringen“ lassen in den ganzen Menschen, soll nicht nur den *raisonnierenden* Kopf, sondern auch das Gefühl bestimmen. Hinweise von Ulrich, Musils „Mann ohne Eigenschaften“, lesen sich wie eine Hinführung zu einem Ethos, das die Tugenden wiederentdeckt: „Die Zahl der Entscheidungen, die vom Gefühl abhängen, (ist) unendlich viel größer als die jener, die sich mit der bloßen Vernunft treffen lassen ...“

Trotzdem wird man normative Ethik und Tugendethik, Sollen und Können nicht in einen überzogenen Gegen-

satz zueinander bringen dürfen, sondern sie mit den ihnen jeweils spezifischen Möglichkeiten komplementär verstehen müssen. Denn wie die Möglichkeit besteht, vor lauter normativer Kasuistik die Gesamtperspektive einer Handlungssituation aus den Augen zu verlieren, so lauert – gerade auch in der kirchlichen Moralverkündigung – die Gefahr, sich mit Hilfe tugendethischer Appelle um die Komplexität konkreter Entscheidungen und Urteile herumzumogeln: Auch Tugenden müssen nach Maßstäben (also normativ) angeeignet werden.

## Wiedergewinnung des „Habituellen“

Ein anschauliches Beispiel für die Notwendigkeit einer verstärkten Orientierung an einer Tugendethik im Sinne der Praktizierung konkreter Tugenden ist der Bereich der Ethik, der zeitweise mit dem Tugendethos geradezu gleichgesetzt wurde, in dem solches Ethos inzwischen aber vollends zu erlöschen scheint: in der *Sexualität*. Wo ist es vordringlicher als dort, von der vorrangig normativen Beurteilung einzelner Akte weg- und zu einem ethischen Modell habituell gelebter Sittlichkeit hinzukommen und nicht einfach – wie es speziell im kirchlichen Raum vielfach praktiziert wird – vermeintliche oder wirkliche Abweichungen als solche zu bezeichnen und auszugrenzen. Entweder man wiederholt bekannte normative Formeln, mit denen man aber die Menschen in ihren faktischen sittlichen Alltagsentscheidungen kaum mehr erreicht, oder aber man schweigt dazu konsequent und läßt damit viele, die nach einem reflektierten und gelebten Glaubenszeugnis suchen, allein. Selbst dort, wo man Wichtiges und gegenüber Sexualität banalisierenden Tendenzen auch Wegweisendes zu sagen hätte, kommt man so gar nicht erst ins Gespräch.

Die neue Aufgeschlossenheit für tugendethische Überlegungen bliebe vermutlich trotzdem recht kraftlos und bedeutungsarm, hätte die autonome Vernunft sich nicht selbst in eine Krise ihrer Legitimation hineinmanövriert. Heute wird auch dem letzten Wissenschafts- und Technikgläubigen klar, daß die *Partikularität des wissenschaftlichen Denkens*, so unverzichtbar diese an sich ist, keine der das sittliche Handeln bestimmende *Sinnantworten* geben kann. Der sittlich Handelnde braucht angesichts der atomisierten Lebenswirklichkeit, in der er sich zu bewähren hat, einen „Kern“, eine „Mitte“, in der er die verschiedenen Erlebnis- und Handlungsdimensionen glaubhaft zusammenführen kann, mit einem Wort: „Eigenschaften“, die nicht beliebig und austauschbar sind, ein „Gesicht“, das ihn unterscheidet und ihn damit zum Gegenteil von dem macht, was Musil den „Mathematiker“ nennt: „Ein Mathematiker sieht nach gar nichts aus; das heißt, er wird so allgemein intelligent aussehen, daß er keinen einzigen bestimmten Inhalt hat.“

Bei der Erfüllung dieser Aufgabe kommt *Tugenden als gelebten Haltungen* in unserem kulturellen Horizont etwas besonders zugute: Das Tugendethos lebt aus einem direkten Ineinander von dezidiert christlichen Grundüber-

zeugungen und rational reflektierten sittlichen Kompromissen. Dies ist von besonderer Aktualität. Denn heute stellen sich zum Teil *qualitativ völlig neuartige Fragen*, für die auch die Bibel schon deshalb keine fertigen sittlichen Urteile liefern kann, weil sie außerhalb der Vorstellungsmöglichkeiten der Menschen ihrer Entstehungszeit liegen. Deswegen bedarf es einer kritischen Reflexion sittlicher Erfahrung, mit der der Mensch nach den *Ordnungsstrukturen* fragt, die seinem Tun und Wollen vorausliegen, nach handlungsbezogenen *Sinnmodellen*, nach Tugenden, in denen sich gläubige wie nichtgläubige Zeitgenossen finden können.

## Die „göttlichen“ Tugenden als Korrektur

„Tugenden“ sind so tatsächlich alles andere als geschichtlich überholte oder überholbare Handlungseinstellungen. Die scholastische Systematisierung der Kardinaltugenden mag nicht mehr in jeder Beziehung geeignet sein, die Eigenschaften auszubilden, die heutzutage ein sittlich verantwortbares privates und öffentliches Leben ermöglichen. Aber die „alten“ Tugenden können sehr wohl auf „neue“ Herausforderungen hin durchsichtig gemacht werden: So kann zum Beispiel eine zunächst überaus „individualistisch“ anmutende Tugend wie das *Maßhalten*, die *Selbstbescheidung*, angesichts der gebotenen *Selbstbeschränkung* des Menschen in seinem technisch-zivilisatorischen Gestaltungswillen im Sinne eines ökologischen Ethos sehr wohl eine gesellschaftlich-öffentliche Bedeutung haben. Auf die einmal gewählte Systematik der Tugenden kommt es nicht an: Neben den Kardinaltugenden können die *evangelischen Räte*, die *Seligpreisungen*, das *Hobelied der Liebe* aus dem ersten Korintherbrief zugrunde gelegt werden; auch die Formulierung „neuer“ Tugenden, die zwar nie ohne Verbindung zu traditionellen Tugenden erfolgen kann, die aber in ihrer besonderen Problemkonstellation durchaus neu sein können (so z. B. die *Zivilcourage* im Vergleich zu dem, was man traditionell „Tapferkeit“ nennt) gibt Sinn.

Zum alsbaldigen Scheitern wären die neuen Versuche einer Besinnung auf Tugenden allerdings verurteilt, wenn speziell Christen sie allein als vom Individuum zu erbringende Leistungen ohne Rücksicht auf dessen Kontingenz und erbündliche Befindlichkeit verstehen würden: Daß dieser Fehler nicht noch einmal passiert, dafür müßten die sogenannten *göttlichen Tugenden* sorgen. Der christliche Tugendbegriff kennt keine exklusiven Tugenden des Christen für Christen. Er kennt aber *Einsatzzeichen*, nämlich Glaube, Hoffnung und Liebe, die gewissermaßen die Rahmenbedingungen angeben, unter denen bzw. auf die hin Christen Tugenden „lesen“. Im letzten ist es nicht der Mensch selbst, der sich zu dem macht, was er im Kern bereits *ist*. Der Mensch braucht sich dadurch nicht in seiner Autonomie bedroht zu sehen. Er wird aber in die Lage versetzt, von sich nicht etwas erwarten zu müssen, was ihn unweigerlich überfordern würde.

Klaus Nientiedt